

DONALD NOLET

KRY
PTO
GRA
MM

Roman

Aus dem Niederländischen
von Simone Schroth

DROEMER 

Die niederländische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Handschrift van de duivel« bei Cargo, Amsterdam.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Deutsche Erstausgabe November 2017
Droemer Taschenbuch

© 2016 Donald Nolet

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Steinhäuser

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Coverabbildung: NETWORK! Werbeagentur, München

Innenteilabbildungen: Mauritius Images / Art Collection 2 / Alamy

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30621-5

2 4 5 3 1

Für Rowena

Prag, November 1610

Es war eine Stadt der Höhen und Tiefen. Türme streckten sich dem Himmel entgegen. Mit Zinnen übersäte Brücken bogen sich über die Moldau. Zugleich verfügte jedes sichtbare Bauwerk über Wurzeln, die Hunderte von Jahre in die Vergangenheit zurückreichten. In den stattlichen, allen Widrigkeiten trotzenden Häusern von Prag waren Dynastien entstanden, hatten sich selbst überlebt, waren ausgestorben und bisweilen aus der eigenen Asche wiederauferstanden. Was für die Stadt galt, traf auch auf die fünf Männer zu, die sich an diesem Nachmittag in den Gärten nördlich des kaiserlichen Palastes zusammengefunden hatten. Schon ihr ganzes Leben lang griffen sie nach den Sternen, angetrieben von einem Drang, der Teil ihres Wesens war. Der Gastgeber des heutigen Treffens führte die Gesellschaft an einem Beet entlang und wies dabei auf die Stellen, an denen er für das kommende Frühjahr Heilkräuter gepflanzt hatte. Er blieb stehen, sah sich um. Das Wetter war an diesem Nachmittag unwirtlich, und außer der kleinen Gruppe befand sich niemand in den Anlagen.

»Eure Anwesenheit stimmt mich trübsinnig.«

Mit aufmerksamem Blick nahm Jakub de Tepenec die Reaktionen der vier Männer in sich auf. Er sah weder Erschrecken noch Angst oder Misstrauen. Das erstaunte ihn nicht. Die Neugierde war Teil ihrer Persönlichkeit. Der Grund dafür, dass sie nun hier waren, in dieser Stadt, an diesem Ort. Aus ihren geräumigen Behausungen hatten sie sich hierher begeben, und jetzt, da sie schon einmal hier waren, konnten sie nicht mehr zurück.

»Warum betrübt Euch unsere Anwesenheit, Herr de Tepenec?«, erkundigte sich ein junger Mann mit fleischigen Wangen. »Ist Euch unsere Gesellschaft so wenig angenehm?«

Die vier waren füreinander keine Fremden. Einige von ihnen arbeiteten beinahe jeden Tag zusammen. Und jeder wusste vom anderen, welches Ansehen dieser genoss.

»Ich empfinde so, weil Ihr freiwillig gekommen seid. Damit habt Ihr Euch allerdings selbst eine Pflicht aufgebürdet, ohne es zu wissen.«

Ein etwa vierzigjähriger Mann mit messerscharfen Gesichtszügen trat einen Schritt nach vorne.

»Erklärt Euch. Ich nehme an, Ihr sprecht im Namen von ...«

»Seinen Namen wollen wir nicht nennen«, fiel ihm de Tepenec ins Wort, »doch ich begreife Eure Frage, und die Antwort lautet Ja.«

»Das wollte ich nur wissen. Eure Vorgehensweise ist ungewöhnlich.«

»Wir sind nicht hier, damit Ihr Aufklärung erhaltet. Was Ihr nun erfahren werdet, dürft Ihr untereinander nicht besprechen. Auch nicht mit jenen, die Euch lieb und teuer sind. Ihr werdet nicht darüber schreiben, obwohl Euch jeder Eurer Instinkte dazu drängen wird, das zu tun. Tun werdet Ihr nur das, was ich Euch auftrage. Und das wird Euren mannigfaltigen Talenten das Äußerste abverlangen.«

Für einen kurzen Augenblick herrschte Stille in der Gruppe.

»Wurden wir darum an diesen Ort beordert?«, wollte einer der beiden Anwesenden wissen, die noch nicht das Wort ergriffen hatten. Er kratzte sich den Bart, der ebenso ungepflegt war wie die wilden Haarsträhnen auf seinem Kopf. »Die Wände haben Ohren. Die Luft vernimmt alles, erzählt jedoch nichts weiter.«

De Tepenec nickte zustimmend.

»In der Tat, sehr gewitzt von Euch«, fuhr der Mann fort.

»Ich bin erst seit Kurzem in dieser wunderschönen Stadt, doch schon jetzt versetzen mich jeden Tag viele Dinge in Erstaunen.« Er zwinkerte seinem neben ihm stehenden Landesgenossen zu. Dieser reagierte nicht. Mit seinen breiten Schultern nahm er genügend Platz für zwei Männer ein.

»Eure Worte sind faszinierend«, erklärte er, wobei seine Stimme die dunkle Färbung seines Körpers annahm. »Dennoch gibt es in Euren Worten etwas, das mir nicht zusagt. Ich bin ein freier Mann. Was Ihr sagt, klingt so, als würdet Ihr daran etwas ändern wollen.«

»Niemand ist frei, Herr Spranger«, erwiderte de Tepenec. »Alle sind wir gebunden durch die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft.«

»Und an die Person, deren Namen Ihr nicht nennen wollt.«

»Auch an sie.«

De Tepenec wies auf den höher gelegenen Teil der Stadt, wo er schon sein ganzes Leben wohnte.

»In den vergangenen Jahren hat sich die Stadt zu einem Ort entwickelt, an dem sich Menschen Eurer Art frei bewegen können. Künstler, Wissenschaftler, Alchemisten. Freidenker. Was ein Mann auch glaubt, hier kann er es glauben. Prag ist das Licht. Aber ich brauche Euch nicht daran zu erinnern, dass es viele gibt, die dem ein Ende machen wollen. Dunkle Wolken des Fanatismus und des Unfriedens sammeln sich über unseren Häuptern.«

»Ich denke, wir alle begreifen, worauf Ihr hinauswollt«, meinte der Jüngste der Anwesenden. Für ihn und die anderen war dies der wichtigste Grund dafür gewesen, ihr Heimatland und ihre Familie hinter sich zu lassen.

»Dass Ihr es begreift, ist nicht genug«, erwiderte de Tepenec. »Ich bitte Euch, nein, ich verlange von Euch, dass Ihr auch demgemäß handelt. Von heute an werden Eure Tage sich gestalten, wie Ihr das gewohnt seid. Eure Tage gehören Euch. Eure Nächte gehören mir.«

Er nahm seine Wanderung über einen der vielen Pfade im Garten wieder auf, und nach einigem Zögern folgten ihm die anderen.

»Ich wünsche nicht, dass man auf diese Weise mit mir spricht!«, rief der Mann mit dem scharf geschnittenen Gesicht aus, der nun neben de Tepenec ging. »Ich bin im Begriff, die Mysterien des Lebens zu ergründen. Das ist sowohl meine Berufung als auch meine Aufgabe. Es erlaubt mir keine anderen Beschäftigungen. Ich wünsche Euch allen einen guten Tag und viel Erfolg bei Eurem Unterfangen, worin es auch bestehen möge.«

Der Mann schickte sich an, sich von der Gruppe zu entfernen.

»Kepler. Ihr bleibt hier.«

»Wollt Ihr mich etwa zwingen?«

»Wenn Ihr der Ansicht seid, ich hätte mich nicht deutlich genug ausgedrückt«, sprach de Tepenec eindringlich, »so werde ich dieses Versäumnis hiermit wiedergutmachen. Jeder, der sich nun entfernt, so großes Ansehen er auch genießen mag, jeder, der das, was ich nun enthüllen werde, weiter erzählt, unterzeichnet auf diese Weise sein eigenes Todesurteil. Ein Schicksal, das Ihr mit all den Unglücklichen teilen werdet, die Ihr ins Vertrauen gezogen habt.«

Die vier Männer waren solche Drohungen gewohnt. Ihre Arbeit, ihre Gedanken lösten Widerstand aus. Diesmal sorgte das Erschrecken jedoch dafür, dass ihnen jede Form des Protests auf den Lippen erstarb. De Tepenec begriff ihr Erstaunen. Sie kannten ihn als feinsinnigen Botaniker und Kunstliebhaber. Als Bundesgenossen auf ihrer Suche nach Schönheit und Wahrheit.

»Es dauert mich, dass ich auf diese Weise dafür habe sorgen müssen, dass Ihr mir Eure volle Aufmerksamkeit schenkt«, fuhr er leise fort. »Aber es freut mich, dass mir diese nun zuteilwird.«

Der Mann mit den fleischigen Wangen schaute in die ängstlichen Gesichter der anderen um sich herum.

»Was verlangt Ihr von uns?«, erkundigte er sich zaghaft.

»Eure Leistungen sind Euch vorausgeeilt. Das ist es, was Euch hergebracht hat, ins Herz des Reiches. In den Mittelpunkt der Zivilisation. Fürwahr kein geringes Unterfangen. Aber all das verblasst vor dem, was wir werden tun müssen. Ihr erinnert Euch, dass ich vorhin von dunklen Wolken sprach?«

Die Anwesenden nickten. Mit einem Lächeln sah de Tepenec zum grauen Himmel auf.

»Euch obliegt die Aufgabe, diese mit einem ewigen Sonnenstrahl zu durchpflügen.«

1

Rotterdam, Gegenwart

Drei Monate, fünf Tage und auch diese letzte, durchwachte Nacht hat Zina Welter kein einziges Mal das Haus verlassen. Hier hat sie gegessen, geschlafen, geschrien und geweint. Hier hat sie sich selbst verloren und dafür etwas anderes gefunden. Aus einigen Metern Abstand schaut sie auf die zweihundertdreiundvierzig Blätter, die die Wände ihres Wohnzimmers bedecken.

Handschriftlicher Text auf jeder Seite, ergänzt durch Illustrationen. Zina geht auf eine Wand zu. Erst so wird erkennbar, dass die Texte in keinem gewöhnlichen Alphabet aufgezeichnet wurden. Auch nicht mit arabischen, kyrillischen, chinesischen oder anderen bekannten Schriftzeichen. Dieses jahrhundertealte Manuskript besteht aus Hunderten von Seiten in einer gleichmäßigen, flüssigen Schrift, und niemand auf dieser Welt hat jemals irgendetwas davon entziffern können. Zina nimmt die Blätter von der Wand, eines nach dem anderen, und fügt sie zu einem Stapel zusammen. Auf der obersten Seite gibt es einen Stempel mit einem Wappen. *Lux et veritas*. Darunter steht *Yale University Library. Gift of Hans P. Knaus*. Mit Bleistift hat jemand links oben in die Ecke noch etwas auf die abgebildete Karteikarte geschrieben. *Beinecke Library MS 408*. Dort, in der Universitätsbibliothek von Yale, wird das Original aufbewahrt. Es ist noch nicht lange her, dass das Studium solcher einzigartigen Manuskripte einer Handvoll Gelehrter vorbehalten war. Im digitalen Zeitalter hingegen braucht man nur eine PDF-Datei herunterzuladen und auszudrucken. Der Stapel Papier verschwindet in

Zinas Koffer. Fertig. An der Wand hängt nur noch der Ausdruck eines Schwarz-Weiß-Fotos, das einen Mann mit einem scharfen Profil und einem Bärtchen zeigt. Durch kleine runde Brillengläser blickt er sie spöttisch an, wie er das schon seit Monaten tut. Sie winkt ihm zu.

»Bis in ein paar Tagen, Wilfrid.«

Sie schaut zu den Vorhängen aus lichtundurchlässigem Material hinüber. Wann hat sie die zuletzt geöffnet? Ihr Gedächtnis, das in vielen Bereichen so tadellos funktioniert, lässt Zina hier im Stich. Vorhänge. Wände. Sie haben ihren Zweck erfüllt. Vielleicht etwas zu vollkommen. Ein schleicher Prozess, in dem etwas, das einen beschützt, sich in etwas verwandelt, das einen zurückhält. Mit einem Ruck zieht sie den Vorhang auf, und das Geräusch der über die Stange gleitenden Ringe klingt ihr fremd in den Ohren.

Draußen ist es schon hell. Zina kneift die Augen zusammen, weil die aufgehende Sonne sie blendet. Sie nimmt ihren Koffer und geht in den Flur. Eine leicht zitternde Hand auf der Türklinke. Ein letzter Augenblick des Zweifels.

Sie öffnet die Tür. Schritt für Schritt läuft sie über den Weg im Garten. Auf dem Display ihres Handys sieht sie, dass sich ihr ein roter Punkt nähert – ein Taxi. Sie schaut auf. Ein Schlachtschiff von einem Volkswagen kommt auf sie zu. Der Chauffeur heißt Jussuf, jedenfalls behauptet das die App. Er stellt sich als freundlich aussehender, klapperdürerer Mann heraus, der ohne ein Wort ihren Koffer nimmt und ihn im Kofferraum verstaut. Von der Rückbank aus sieht sie das wahre Leben an sich vorbeiziehen. Einen Spaziergänger mit seinem Hund. Ein Fahrrad, das jemand an einen Laternepfahl angeschlossen hat. Das Normale vermittelt Zina ein überwältigendes Gefühl der Fremdheit, als würde sie alles zum ersten Mal sehen und hören. Es war eine gute Entscheidung, für die erste Teilstrecke ihrer Reise ein Taxi zu nehmen. Durch die Fensterscheibe dringt die Außenwelt ge-

filtert zu ihr, sodass Zina sich langsam wieder an sie gewöhnen kann.

Als der Wagen Kralingen verlässt, weichen die Häuser aus den Dreißigerjahren Straßen voller Arbeiterhäuschen vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, die die deutschen Bombenangriffe überstanden haben. Danach kommen die Bürogebäude aus Glas. Der Verkehr wird langsam dichter. Autos und Busse. Fahrradfahrer auf dem Weg zum Bahnhof. Die imposante Fassade des Bahnhofsgebäudes von Rotterdam erscheint am Horizont. Am Taxistand steigt Zina aus.

Eine hallende Stimme sagt eine Gleisänderung an. Unbekannte Gesichter. Wohin sie auch schaut, alles befindet sich in Bewegung. Ihr ist leicht schwindlig, als sie an einen Schalter tritt und eine Karte kauft.

Das Reisedatum ist der 16. Juli. Die Abfahrtszeit 6.05 Uhr. Wagen 8, Platz 12 B. Sie starrt auf diese Informationen. Buchstaben verschieben sich ineinander. Zahlen multiplizieren sich, teilen und addieren sich dann. Der Fluch der Wissenschaftlerin, die ewige Suche nach Mustern. Sie kauft eine Flasche frischen Fruchtsaft, ein verpacktes Sandwich und einen Apfel. Genug für die kommenden Stunden.

Sie nimmt die Rolltreppe nach oben. Ein stromlinienförmiger Zug in gedämpftem Rot und Grau steht schon bereit. Sie findet ihren Wagen und den für sie reservierten Sitzplatz. Nach und nach kommen auch andere Passagiere herein. Ein junges Pärchen. Eine Gruppe Geschäftsleute. In dem Moment, als sich der Zug in Bewegung setzt, verziehen sich Zinas Mundwinkel zu einem Lächeln. Der erste Schritt ist getan.

Während Zina aus dem Fenster schaut, denkt sie über die vergangenen Monate nach – und darüber, wie die kommenden Stunden und Tage ablaufen werden. Ehe sie es sich versieht, verkündet eine Stimme, dass sie den Bahnhof von Brüssel erreicht haben. Der Eurostar steht bereits auf dem Bahnsteig gegenüber bereit. Er ist voller als der Zug aus Rotterdam.

Auf dem Platz ihr gegenüber sitzt noch niemand, aber kurz vor Abfahrt des Zuges betritt ein Geschäftsreisender das Abteil. Zina dreht den Kopf zum Fenster und schaut zu, wie der Bahnhof sich von ihr wegschiebt, bis er verschwindet. Während sie ihr Sandwich aufisst, ziehen die grauen Dörfer in der Umgebung von Brüssel an ihr vorüber und machen für das Industriegebiet rund um Lille Platz. Sie versucht zu schlafen, aber ihre Gedanken lassen ihr keine Ruhe. Schließlich erreicht der Zug den Hafen von Calais. Danach wird es dunkel. Sie holt ihren Laptop heraus und geht noch ein paar Mal die Präsentation für den Abend durch. Dann verkündet eine Stimme, dass der Zug sein Ziel erreicht hat.

Zina folgt den anderen Reisenden in Richtung Ausgang. Der Londoner Bahnhof St Pancras erweist sich als Vielfaches des Rotterdamer Hauptbahnhofs am Morgen. Dort gab es Geräusche, hier empfängt sie eine Kakophonie. Dort waren Menschen, hier umgibt sie eine Menschenmenge. Draußen wird es etwas besser. Eine breite Straße, die mehr Luft zum Atmen bietet. Als sie auf der gegenüberliegenden Seite angekommen ist, wagt sie einen Blick zurück über die Schulter. Von hier sieht das Bahnhofsgebäude eher aus wie ein Königspalast, ein Königspalast aus rotem Backstein. Mit Hunderten von Fenstern, spitzen Türmen und kantigen Erkern.

Zina bleibt stehen, während Fußgänger wie ein Fluss um sie herum und an ihr vorbeiströmen. Davor hat sie sich gefürchtet, vor dem Umgewöhnungsprozess nach all den Monaten zu Hause. Die Sonne scheint ihr ins Gesicht. Eine angenehme Spannung durchzieht ihren Körper. Der Lockruf von etwas Neuem, Hoffnungsvollem. Sie geht schneller. Die vergangenen Jahre hat sie an der Wall Street und in deren Umgebung verbracht, wo ein Spaziergang von ein paar Hundert Metern ausreicht, um einen zu verunsichern. Die Bürgersteige quollen vor lauter Herrschern über das Universum geradezu über. Selbstbewussten Schrittes liefen sie dort ent-

lang, ganz offensichtlich mit einem Ziel vor Augen und auf der Suche nach der effizientesten Methode, es zu erreichen. Gleichzeitig telefonierten sie hektisch, wodurch bei Zina immer der Eindruck entstand, das Schicksal der gesamten westlichen Zivilisation müsse von dem gerade geführten Gespräch abhängen. Diese Getriebenheit erfüllte jede Faser ihres Daseins.

Hier bewegt sich Zina mitten in einer bunten, fröhlichen Menge. Geschäftsleute im Anzug stellen nur eine der vielen Facetten dar. Studenten, Schüler in Uniform und Touristen, alles wimmelt durcheinander. Andere Menschen. Andere Gebäude. Andere Impulse. Sie biegt rechts in eine Straße ein. Dann bei der ersten Gelegenheit links. Nach kurzer Zeit erreicht sie ihr erstes Ziel.

Civilian ist eine neue Hotelkette, die ihren Gästen Luxus zu erschwinglichen Preisen bietet. Statt an einer Rezeption checkt man an einer Reihe Computerterminals ein. Ein muskulöser junger Mann in einem schwarzen Shirt steht bereit, um digitalen Analphabeten zu helfen. Zina gibt ihren Reservierungscode ein, nimmt sich eine Schlüsselkarte vom Stapel und hält sie vor den Sensor. Ihre Zimmernummer erscheint, dann ein grüner Haken. Alles in Ordnung.

Zina geht am Restaurant vorbei, das laut der Hotelwebseite rund um die Uhr geöffnet hat. An langen Holztischen sitzen ein Dutzend Gäste beim Lunch. Die ganze Rückwand wird von einer Kühlvitrine und einem Buffet in Beschlag genommen. Hinter der Bar produzieren zwei junge Männer mit einer teuer aussehenden italienischen Espressomaschine Caffè Latte. Zina zwängt sich zusammen mit einem älteren Paar in den engen Lift. Im dritten Stock öffnen sich die Türen. Direkt auf der rechten Seite ist ihr Zimmer. Sie hält ihre Schlüsselkarte vor das Schloss und hört ein Klicken.

Was die Größe betrifft, erinnert das Zimmer an ein Studentenwohnheim. Aus dem einzigen Fenster schaut man auf ei-

nen Bürogebäudekomplex. Die Einrichtung ist glücklicherweise alles andere als studentisch. Ein Doppelbett erstreckt sich von einer Wand zur anderen. In der Mitte des Zimmers schwebt eine einzelne runde Duschkabine mit zwei geschwungenen Glastüren. Daneben eine nach demselben Prinzip gestaltete Toilette. Mit zitternden Knien geht Zina zum Bett. Seufzend streift sie sich die Schuhe von den Füßen und setzt sich hin. Auf dem winzigen Nachttisch liegt ein iPad bereit, der als Fernbedienung fungiert. Mit einem leisen Summen lässt Zina das Rollo herabgleiten. Auf dem Bildschirm an der Wand steht ein Willkommensgruß. *Hello Civilian Welter. Welcome to London.*

Als hätte sie sich durch die Buchung dieses Hotelzimmers einer exklusiven Gesellschaft angeschlossen. Mit einer kurzen Berührung stellt sie den Fernseher aus und kriecht unter die Decke. Sie begreift, warum das so ist. Dahinter steht der Wunsch, dass sich das eigene Hotel von den Tausenden anderer Hotels unterscheidet, weil es etwas Besonderes hat. Wie viele Gäste würden das wohl tatsächlich als eine Art Mitgliedschaft empfinden? Einige, vermutet Zina. Von der Gesellschaft, in der sie heute Abend erwartet wird, erhofft sie sich mehr. Diese Gruppe hat tatsächlich etwas gemeinsam. Eine geteilte Passion mit demselben Endziel. Das mysteriöse Manuskript, das Zina seit einigen Monaten fest in seinem Griff hat, ist für viele dieser Menschen zu einer Obsession geworden. Seine Entschlüsselung zu ihrem allerhöchsten Ziel. Dieser Mission haben sie ihr Leben geweiht. Noch ein paar Stunden. Dann wird Zina auf sie treffen, an ein Rednerpult treten und ihren Zuhörern mitteilen, dass die Suche, die ein Jahrhundert zuvor ihren Anfang genommen hat, sich dem Ende zuneigt.

2

Meine Damen und Herren, willkommen auf dem Ball der Chancenlosen. Willkommen auf dem Voynich-Wochenende.«

Im Raum sind etwa vierzig Personen anwesend, überwiegend weiße Männer. Die meisten mittleren Alters, mit zurückweichendem Haaransatz und Schlabberhosen, die die üblichen überzähligen Kilos verhüllen. Dazwischen auch Einzelne, die nicht dieser Norm entsprechen. Ein hoch aufgeschossener, bleicher Mann in einem gut sitzenden Anzug. Eine Frau mit blauen Haaren und großflächigen Tattoos auf beiden Armen. Der Mann neben ihr trägt ein hellbeiges T-Shirt, auf dem eine Kombination von Buchstaben und Zahlen zu lesen ist. NTF131755.

Bei »NT« handelt es sich möglicherweise um eine Abkürzung. Steht hinter der Zahlenfolge eine innere Logik? 1-3-1-7-5-5. Nicht die Fibonacci-Folge. Aber was dann?

»Mein Name ist Simon Walcott«, fährt der Sprecher fort. Zina schätzt ihn auf Ende dreißig. Er hebt die rechte Hand und fährt sich ein paar Mal durch die leicht angegrauten Locken.

»Sie werden bemerken, dass ich zu schlechten Witzen neige, wenn ich nervös bin. Dafür möchte ich mich schon jetzt entschuldigen. Ich funktioniere am besten, wenn ich die Nase in ein Buch stecke. Als Organisator scheint es jedoch meine Pflicht zu sein, Sie hier willkommen zu heißen. Wie Sie wahrscheinlich wissen, bin ich der Initiator von voynichvoices.com. Einer Webseite, oder soll ich sagen, einer Online-Plattform, die sich ganz und gar dem Voynich-Manuskript widmet. Und weltweit der größte Platz ist für Diskussionen über das Mysterium, das in unserem Leben einen so wichtigen

Platz einnimmt. Also stehe ich auch als Moderator des Forums vor Ihnen.«

Er hält einen Augenblick inne, schiebt die Ärmel seines Hemdes zurück und gibt so den Blick auf ein paar muskulöse Unterarme frei.

»Unsere Suche hat vor mehr als hundert Jahren begonnen, als der polnische Buchhändler Wilfrid Voynich der Überlieferung zufolge das Manuskript in einem italienischen Kloster ausgrub. Damit wurde er zum Entdecker und Namensgeber des größten Rätsels aller Zeiten. Mehr als zweihundert unlesbare Seiten voller Rätsel, Enigmen und Mysterien. Was die Außenwelt auch denken mag, es bleibt eine Tatsache, dass wir es hier mit dem Mount Everest der Kryptologie zu tun haben. Und wir sind die Bergsteiger. Es ist keine leichte Tour. Seit Voynichs Entdeckung befassen sich die besten Kryptografen der Welt damit. Alle haben vergeblich versucht, das Manuskript zu entziffern. Wir können ihnen das nicht zum Vorwurf machen. Es ist, als wäre das Voynich-Manuskript vom Himmel gefallen. Ein einzigartiges Dokument. Noch nie hat man irgendwo ein anderes in derselben Schrift gefunden. Wir haben keinen Stein von Rosetta. Wir wissen nicht, ob sich die Symbole ins Lateinische, ins mittelalterliche Italienisch oder in irgendeine andere Sprache übertragen lassen. Die Illustrationen sind genauso mysteriös. Hunderte von Pflanzen, aber welche? Niemand weiß es. Gegenstände, bei denen unklar ist, was genau sie darstellen, rätselhaft astrologische Tabellen, und ich könnte noch einiges mehr aufzählen.«

Walcott schaut auf und lässt den Blick über seine Zuhörer schweifen.

»Wie Sie um sich herum sehen können, ist das Voynich-Manuskript etwas für geborene Verlierer. Für Masochisten, für hoffnungslose Romantiker. Für die Leute, die Genugtuung daraus ziehen, Schmerzen und Demütigungen zu erleben, die

zu keinem Ergebnis führen. Wir sind der Abschaum, verehrte Gäste. Beschäftigt mit einer chancenlosen Mission. Ohne jede Aussicht auf Erfolg. Der Spott der wissenschaftlichen Welt. Geben Sie zu, dass es sich dann angenehm anfühlt, hin und wieder von Menschen umgeben zu sein, die genauso gestört sind wie wir selbst. Für kurze Zeit den Platz hinter unseren Monitoren zu verlassen und uns unter Gleichgesinnte zu begeben. Deswegen bin ich vor einigen Jahren auf die Idee gekommen, ein solches Voynich-Wochenende zu organisieren. Seitdem ermögliche ich uns einmal pro Jahr dieses fantastische Ereignis an diesem traumhaften Ort.«

Hier und da erklingt Gelächter. Als das Taxi an der Adresse im Stadtteil Brixton hielt, glaubte Zina kurz an einen Irrtum des Taxifahrers. Ein graues Kulturzentrum mit einer feinen Staubschicht und schmutzigen Fenstern. Zögernd war sie hineingegangen. Im Flur stand ein Flipchart mit einem laminierten Poster darauf. In verschnörkelter Schrift wurden die Gäste auf dem Voynich-Wochenende willkommen geheißen, und darunter befand sich ein Pfeil, der Zina den Weg zu einem der Säle im hinteren Teil des Gebäudes wies.

»Wir haben heute Abend drei Sprecher«, fährt Walcott fort. »Morgen finden dann die Workshops statt, bei denen wir unter der Leitung unserer Fachleute verschiedene Aspekte des Manuskripts unter die Lupe nehmen werden. Dann gibt es zum Abschluss einen Umtrunk. Ein abenteuerliches Wochenende, meine Damen und Herren. Danach können Sie wieder in Ihre unbedeutenden Leben zurückkehren.« Er streckt den Arm einladend in Richtung einer Person in der ersten Reihe aus.

»Unser erster Vortragender bedarf eigentlich keiner Vorstellung. Ich bitte Sie um einen herzlichen Applaus für die Koryphäe unter den Voynichologen, den *Primus inter Pares*, Professor Svoboda.«

Unter höflichem Beifall erhebt sich ein Mann von seinem

Stuhl. Er trägt einen dichten dunklen Bart. Sein gedrungener Oberkörper ist in klassischen Tweedstoff gehüllt. Svoboda. Zina kennt den Namen aus dem Online-Forum. Unter jedem seiner Kommentare stehen sein vollständiger Name und seine Funktionen. Das ist also Professor Jan Svoboda, Dozent für Mittelalterliche Geschichte an der Masaryk-Universität in Brünn, Tschechische Republik. Plötzlich schnürt Nervosität Zina die Kehle zu. Gleich wird sie auch da vorne stehen. Sie hat viel zu sagen, aber weil sie so lange ein digitales Leben geführt hat, wird sie ihre Geschichte mit ungeübten Stimmbändern erzählen müssen. Mehr als ein paar Sätze hat sie während dieser ganzen Zeit nicht hintereinander gesprochen. Der Austausch von Höflichkeiten mit den Nachbarn. Ein paar Worte für die Jungs vom Supermarkt, die ihr die Einkäufe nach Hause lieferten. Zu mehr gab es keine Gelegenheit.

Von Svobodas Vortrag bekommt Zina nur vereinzelte Teile mit. Mit eindringlicher Baritonstimme lässt er sich über seinen neuesten Plan aus: Er will auf die Suche nach Textblöcken gehen, die möglicherweise im Voynich-Manuskript vorkommen. Auf dem Bildschirm hinter ihm erscheint ein Ausschnitt, der wie ein Gedicht aussieht. In siegessicherem Tonfall berichtet der Mann von bekannten Renaissance-Gedichten, die er mit dem Text abgleichen wird, um Übereinstimmungen zu finden. Der Professor kommt zum Schluss seines Vortrages und schaut sich stolz im Saal um. Höflicher Beifall erklingt.

Simon Walcott verkündet, dass es jetzt eine kurze Kaffeepause gibt. Hinten im Saal hat man ein paar Tische an die Wand geschoben. Zwei große Thermoskannen mit Kaffee und Tee stehen bereit. Verunsichert blickt sich Zina in der Gruppe um, in der sich die Hälfte der Leute ganz offensichtlich kennt. Einige wenige befinden sich in derselben Situation wie sie. Kleine Inseln im Ozean, die eifersüchtig die plaudernden Kontinente neben sich beobachten.

Das Voynich-Manuskript ist echt.

Diesen Satz wiederholt Zina immer wieder wie ein Mantra. Das Manuskript ist kein Produkt ihrer Einbildung. Es existiert. Und Zina ist nicht die Einzige, auf die das Mysterium dahinter eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Das wusste sie bereits, hat diese Bestätigung aber offensichtlich trotzdem gebraucht.

Das Voynich-Manuskript ist echt.

»Pardon? Zina?«

Sie dreht sich um und starrt in zwei freundliche blaugraue Augen. Simon Walcott.

»Hallo. Ich bin Simon.« Er streckt ihr die Hand hin.

»Hi ... Hallo«, stammelt Zina und schüttelt ihm die Hand.

»Wie haben Sie mich erkannt?«

Simon deutet auf den Aufkleber mit ihrem Namen darauf, den sie sich wie die anderen auf die Brust geklebt hat, als sie den Raum betrat.

»Oh.«

»Im Forum haben Sie kein Profildfoto, darum musste ich auf diesen Trick zurückgreifen.« Er grinst.

»Es sei Ihnen verziehen.«

»Ich habe mich schon gefragt, ob Sie überhaupt kommen würden. Ich kenne Sie ja nur aus dem Forum. Und natürlich von den E-Mails. Ich habe sogar versucht, Sie anzurufen.«

»Ich gehe schon seit einiger Zeit nicht mehr ans Telefon.«

»Ah.«

Ihr erstes richtiges Gespräch. Eigentlich läuft es ganz gut.

»Simon, darf ich Sie etwas fragen?«

»Natürlich!«

»Der Mann, der neben mir sitzt, trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift ›NT‹ und danach ›131755‹. Wissen Sie, was das bedeutet?«

Simon lächelt. »Das ist Chester. Der trägt dieses T-Shirt fast immer. Da geht es um Yamamoto.«

»Yamamoto? Was ist das?«

»Yamamoto war ein japanischer General. Das Gehirn hinter dem Überraschungsangriff auf Pearl Harbor. Die Amerikaner haben einen japanischen Code geknackt und konnten auf diese Weise herausfinden, wann Yamamoto auf Inspektionsbesuch im besetzten Neuguinea sein würde. Die Nummer ist die der abgefangenen Nachricht, der man es verdankt, dass man sein Flugzeug vom Himmel holen konnte.«

»Interessant.«

»Auf diesem Gebiet ist Chester ein richtiger Freak. *Privacy* und solche Dinge. Sehr misstrauisch, was unsere geliebte Regierung betrifft. Selbst halte ich nicht viel von diesem paranoiden Gehabe, aber in einem hat er tatsächlich recht. Codes haben im Laufe der Geschichte genauso viele Leben gekostet wie gerettet. Ich bin gespannt, was der Voynich-Code für uns bedeuten wird.«

»Ich auch.«

Walcott schaut sich kurz um und beugt sich dann zu ihr hin.

»Glauben Sie, Ihr Plan wird funktionieren?«, fragt er leise.

»Das erkläre ich gleich.«

Zina kann selbst hören, wie wenig überzeugend sie klingt.

»Ich freue mich darauf«, sagt er voller Herzlichkeit. Mit einem Nicken wendet er sich ab und geht weiter, schüttelt Hände, winkt Bekannten zu. Hastig trinkt Zina ihren Kaffee, der irgendwie nach Schlammwasser schmeckt. Danach geht sie über den Flur. Das ist der einzige Vorteil einer typischen Männerversammlung: Vor der Damentoilette gibt es keine Schlange.

Drinnen wird sie von dunkelbraunen Fliesen aus den Siebzigerjahren begrüßt. Vor dem einzigen Waschbecken, über dem ein Spiegel hängt, steht eine blonde Frau in einem bunten Outfit und bringt ihr Make-up in Ordnung. Sie dreht sich zu Zina um und lacht ihr zu. Dabei strahlt sie über das ganze Gesicht.

»Da ist ja tatsächlich noch ein Wesen mit Brüsten«, sagt die Frau mit melodischer Stimme.

»Hallo.«

»Hallo. Wenn ich mich nicht irre, haben wir uns noch nie gesehen. Kann das sein?«

Zina nickt.

»Das dachte ich mir. Wie Sie wahrscheinlich schon festgestellt haben, ist der Frauenanteil hier betrüblich niedrig. Ich heiße übrigens Perenelle.«

Auch ihren Namen erkennt Zina aus dem Forum wieder.

Perenelle ist dort eines der aktivsten Mitglieder. Eine Expertin für den Teil des Voynich-Manuskripts, in dem es um Kräuterkunde geht. Zina hat immer geglaubt, »Perenelle« wäre nur ein Username für das Forum.

»Zina Welter.«

»Zina! Dann halten Sie also gleich einen Vortrag. Ich bin schon sehr gespannt.«

»Danke.«

»Jetzt bin ich fast fertig, einen Moment noch. In meinem Alter muss man sich ganz schön anstrengen, damit alles ein bisschen nach was aussieht.«

Die Frau wirft einen letzten Blick in den Spiegel. Wieder dieses strahlende Lächeln.

»So. Jetzt sind Sie dran, auch wenn Sie eigentlich gar nichts zu machen brauchen. Viel Erfolg und bis gleich.«

»Danke schön«, antwortet Zina und wird rot.

Wenige Sekunden später ist sie allein und traut sich, in den Spiegel zu schauen. Während der vergangenen Monate hat sie diese Konfrontation vermieden. Alles gar nicht so schlimm. Ihre Haut ist blasser als normalerweise, und man sieht sehr deutlich, dass sie abgenommen hat. Ihre mandelförmigen braunen Augen, die sie der asiatischen Abstammung ihrer Mutter zu verdanken hat, leuchten aber. Ihr schwarzes Haar hat seinen Glanz nicht verloren. Es ist län-

ger als je zuvor und hängt ihr im Pferdeschwanz bis fast zum Po.

Sie holt ein wenig Rouge und Lidschatten aus ihrer Tasche. Zum Glück braucht sie sich wegen ihrer Kleidung keine Sorgen zu machen. Knöchelhohe schwarze Stiefel. Ihren Rollkragenpullover aus Merinowolle in derselben Farbe hat Zina mit einem Blazer und einer dunkelgrauen Hose kombiniert. Alles hochwertige Markenkleidung. Das Einzige, was sie aus ihren Jahren bei »der Bank«, wie sie ihren ehemaligen Arbeitgeber nennt, behalten hat. Vor ihrem ersten Arbeitstag hatte eine eigens zu diesem Zweck angeheuerte Stylistin Zina in ein schickes Geschäft geschleppt. Zina war als *quant* eingestellt worden, als *quantitative analyst*. Ohne Kundenkontakt, es bestand also keine Notwendigkeit, untadelig auszusehen. Ordentlich reichte schon. Zina hatte sofort sieben Sets von dem Outfit gekauft, das die Stylistin für sie zusammengestellt hatte, und drei Paar der Stiefel. Auf diese Weise würde sie nie mehr darüber nachdenken müssen, was sie anziehen sollte, hatte sie der völlig verblüfften Frau erklärt.

Diese Erinnerung hilft Zina. Ihre Muskeln entspannen sich ein wenig. Sie packt das Make-up wieder weg, dreht den Kopf vor dem Spiegel hin und her. Besser wird es nicht werden.

Im Saal geht sie sofort auf das Rednerpult zu. Dort steht ein Laptop auf einem Tisch. Sie holt einen USB-Stick aus der Tasche. Ein paar Klicks, und ihre Präsentation ist abrufbereit. Langsam begeben sich die Teilnehmer wieder auf ihre Plätze. Auf dem Bildschirm neben Zina erscheint eine Aufnahme des Weltalls. Das Gemurmel verstummt. Ganz offensichtlich hat man ein solches Bild bei einer Präsentation über ein mittelalterliches Manuskript nicht erwartet.

»Damit sich hier niemand Sorgen machen muss – nein, ich glaube nicht, dass das Voynich-Manuskript von Außerirdischen verfasst wurde oder eine Karte enthält, die es uns er-

möglichst, zu den Sternen zu reisen.« Sie sieht, wie einige Leute erleichtert lächeln. Kein schlechter Start.

»Aber das, was ich heute mit Ihnen teilen will, hat durchaus in gewisser Weise mit der Suche nach außerirdischem Leben zu tun.«

Hinten im Saal öffnet sich eine Tür. Eine dürre Gestalt mit kurzem, schlohweißem Haar betritt den Saal. Zina hält in ihrem Vortrag inne. Sie hatte keine Ahnung, dass er heute Abend hier sein würde. Der Mann nimmt auf einem der letzten freien Stühle Platz. Für Zina ist seine Anwesenheit eine Überraschung, aber keine unangenehme. Sie kann jede Ermütigung gebrauchen.

»Ich heiße Zina Welter. Eigentlich bin ich Mathematikerin. Und bis vor einigen Monaten hatte ich noch nie vom Voynich-Manuskript gehört.«

Erneut erklingt Gemurmel. In der ersten Reihe schaut Professor Svoboda ganz unverhohlen skeptisch drein.

»Bis mein Professor in Princeton, der zu meiner großen Überraschung heute Abend hier anwesend ist, mir eine Mail geschickt hat. Er ging davon aus, ich würde dieses Rätsel interessant finden.«

Es gibt vieles, was Zina hier verschweigt. Wie es ihr in dem Moment ging, als sie seine Mail bekam. Wie sie sich an dieser einen Nachricht festklammerte. Wie dieses Mysterium ihr wieder einen Grund gab, morgens aus dem Bett zu kommen.

»Zurück zu dieser Aufnahme von den Sternen. Wahrscheinlich haben die meisten von Ihnen schon von der Organisation SETI gehört. Die Abkürzung steht für *Search for Extraterrestrial Intelligence*. Vor einigen Jahren stellte die Organisation ein System vor, über das alle, die etwas zu der Suche nach außerirdischen Leben beitragen möchten, das auch tatsächlich tun können. Jeder, der über einen einigermaßen schnellen Computer und einen Internetzugang verfügt, stellt einen Teil seiner Rechenleistung zu Verfügung. So kann

die unendliche Menge von Daten, die die Raumteleskope der Organisation auffangen, gefiltert und nach Zeichen durchsucht werden, die auf eine außerirdische Intelligenz hinweisen. Jeder angeschlossene Computer verrichtet also sozusagen einen Teil der Arbeit.«

Es scheint, als würden sich einige der Zuhörer auf ihren Stühlen nach vorn beugen.

»Meine Idee ist eigentlich ganz einfach. Man braucht nur das Weltall durch das Voynich-Manuskript zu ersetzen. Auch eine enorme Menge an Daten mit Millionen möglicher Lösungen. Unmöglich für eine einzige Person, sie alle zu untersuchen. Nicht umsonst setzt man sich schon seit Jahrhunderten mit der Lösung dieses Rätsels auseinander.«

Sie macht eine Pause von einer Sekunde.

»Aber was, wenn ein Algorithmus, der an ein Computerprogramm gekoppelt ist, diese Möglichkeiten untersucht? Und wenn Hunderte, vielleicht sogar Tausende Computer dabei helfen, all diese Möglichkeiten durchzurechnen?«

Bei der letzten Frage überschlägt sich Zinas Stimme. Sie schaut sich im Saal um. Einige der Teilnehmer nicken nachdenklich. Andere richten Blicke auf sie, die ihr verraten, dass sie nichts, aber auch gar nichts von dem begriffen haben, was sie will.

»Ich werde es Schritt für Schritt erklären.«

Klick.

Die nächste Folie enthält nur ein einziges Wort.

»Was ist ein Algorithmus?«, stellt Zina eine rhetorische Frage.

Klick.

Die Definition erscheint.

»Ein Algorithmus ist eine endliche Reihe von Instruktionen, die von einem gewissen Ausgangspunkt zu einem angestrebten Ziel führen«, liest Zina vor. »Das klingt relativ abstrakt, aber betrachten Sie es als Rezept. Um einen Teller

leckere Nudeln zu bekommen, muss man eine bestimmte Anzahl Handlungen auf eine gewisse Weise verrichten. Das Resultat besteht dann aus Spaghetti Bolognese. Genau wie bei Rezepten sind bestimmte Abstufungen Teil dieses Prozesses. Von einfachen Verrichtungen bis hin zu sehr komplizierten. Nach Abschluss meines Studiums habe ich an der Wall Street gearbeitet und mich mit *algorithmic trading* befasst. Es gehörte zu meinen Aufgaben, mithilfe von Algorithmen aus der schwindelerregenden Menge an Informationen, die die Finanzmärkte täglich generieren, Trends vorherzusagen. Genau die Informationen herauszufiltern, die die Händler brauchten, um zu entscheiden, was sie kaufen oder verkaufen sollten.«

Während Zina das sagt, analysiert sie den Klang ihrer eigenen Stimme. Eine leichte Spannung ist wahrnehmbar, aber nichts Dramatisches. Keine Tränen. Keine Wut. Kein Drang, laut zu schreien.

Klick.

Das nächste Bild. Die erste Seite des Voynich-Manuskripts. »In den vergangenen Monaten habe ich mich mit dem Voynich-Manuskript befasst. Wenn es um Daten geht, braucht man einen anderen Ansatz. Es gibt nur wenige Dinge, die wir mit Sicherheit wissen. Aber es gibt durchaus verschiedene Grade der Wahrscheinlichkeit.«

Während der folgenden Minuten behandelt sie kurz die gängigen Theorien darüber, welche Sprachen die besten Kandidaten für eine erfolgreiche Übersetzung sind. Dabei geht sie auf bekannte Annahmen zum Inhalt des Manuskripts ein.

»Die meisten von Ihnen wissen über diese Dinge viel mehr als ich«, beendet sie ihre Ausführungen. »Zusammenfassend können wir aber sagen: Die Wahrscheinlichkeit, dass Latein in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle spielt, ist größer als etwa bei einer der Eskimosprachen. Es besteht eine

größere Chance, dass sich im Text Begriffe aus dem Bereich der Alchemie finden, als dass es sich um eine Bauanleitung für einen Kleiderschrank handelt.«

Vereinzelt klingt Gelächter auf.

Klick.

Das nächste Bild. Von dem Wort »Algorithmus« aus zeigen verschiedene Pfeile in alle Richtungen zu einem Dutzend grafischer Darstellungen von Computern.

»Was ich da gerade erstelle, ist eine Kombination aus einem Algorithmus und einem Computerprogramm. Bei Ersterem handelt es sich um reine Mathematik, beim Computerprogramm geht es um die Implementierung, die Ausführung des Programms. Um die Art und Weise, wie der Algorithmus seine Arbeit tun wird.«

Klick.

»Der Satz auf dem Bildschirm benennt das Dilemma: *Input is output*. Je besser die Daten sind, mit denen ich das Programm füttere, desto größer ist die Chance auf Erfolg. Wenn also jemand unter Ihnen noch wertvolle Erkenntnisse oder Informationen haben sollte, die Sie mit mir teilen möchten, kommen Sie bitte auf mich zu.«

Klick.

»Das hier ist die E-Mail-Adresse, die ich für dieses Projekt eingerichtet habe. Ab heute Abend können Sie übrigens auch im Forum eine Zusammenfassung meiner Präsentation nachlesen.«

Klick.

Wieder nur ein einziges Wort.

»Wann?«, liest Zina vor. »Das hängt auch von dem Input ab, den ich noch bekomme. Außerdem bin ich noch dabei, an dem Algorithmus zu feilen.«

»Feilen« stellt die ganze Sache ziemlich harmlos dar. Der Algorithmus bewegt sich wie eine Schlange durch ihr Gehirn. Immer wieder streift er seine Haut ab und präsentiert sich

Zina in einer neuen Gestalt, die sich nur minimal von seiner vorigen unterscheidet.

»Ich gehe davon aus, dass mich das noch ein paar Wochen beschäftigen wird«, erklärt sie vorsichtig. »Danach werde ich Ihre Hilfe brauchen. Und die von so vielen anderen wie möglich. Je mehr Rechenleistung, desto größer die Chance auf eine Lösung.«

Zina zögert. Hat sie noch etwas vergessen?

»Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.«

Applaus, möglicherweise etwas lauter als bei ihrem Vorgänger. Der Beifall er stirbt schnell und wird durch das Gemurmel von Dutzenden Anwesender ersetzt, die sich miteinander unterhalten. Hin und wieder werfen sie Zina Blicke zu. Erleichtert zieht sie den USB-Stick mit ihrer Präsentation aus dem Laptop und steigt vom Rednerpult.

Zina lässt sich auf ihren Stuhl fallen. Perenelle, die Frau, die sie gerade getroffen hat, nimmt ihren Platz ein. Natürlich, sie steht im Programm. Und Zina war so mit sich selbst beschäftigt, dass sie das ganz und gar vergessen hat. Sie hat der anderen nicht einmal viel Erfolg gewünscht. Auch wenn Perenelle das ganz offensichtlich nicht braucht. Mit einem selbstbewussten Lachen begrüßt sie ihre Zuhörer.

»Hallo. Einige von Ihnen kennen mich sicher. Und ja, Perenelle ist der Name der Frau von Nicholas Flamel, dem berühmten Alchemisten aus dem Mittelalter. Gemeinsam haben die beiden ihr Leben der Suche nach dem Stein der Weisen gewidmet, von dem sie sich Unsterblichkeit erhofften. Und nein, ich bin noch keine siebenhundert Jahre alt. Auch wenn ich mich zurzeit tatsächlich an manchen Tagen so fühle.«

Die Zuhörer lachen und klatschen. Zina wird klar, dass sie im Vergleich zu dieser Frau wie ein autistisches Nervenbündel am Rednerpult gestanden haben muss.

»Heute möchte ich Ihnen etwas über den Teil des Voynich-Manuskripts erzählen, der sich mit der Kräuterkunde befasst.

Mit all diesen wunderschönen Pflanzen und ihren Wurzeln, von denen wir bisher noch nicht eine einzige definitiv haben bestimmen können.«

Perenelle spricht weiter über die zum Teil surrealistisch anmutenden Illustrationen. Die stehen ihr zufolge nicht für sich allein, sondern entstammen einer Tradition aus Norditalien, innerhalb derer Pflanzen, die für die Alchemie wichtig waren, auf genau diese Weise festgehalten wurden. Zina kennt einige von ihnen. *Centaurea maculosa*. *Malva sylvestris*. Zehntausende von Wörtern, Begriffen und Namen in verschiedenen Sprachen, die alle möglicherweise im Manuskript vorkommen. Die Liste scheint unendlich lang. Es kommt darauf an, einen Schleichweg zu finden. Sie versinkt in ihren eigenen Gedanken.

Um Zina herum entsteht Bewegung. Den letzten Teil des Vortrags hat sie völlig verpasst. Sie nimmt ihre Tasche und steht auf. Ihr Blick sucht unter den Zuhörern nach einem Menschen mit vertrauter, kerzengerader Haltung. Wie sie ihn kennt, hat er sich irgendwo in eine Ecke gestellt, um dort reingelos alles zu beobachten. Eine Sphinx. Unnahbar und etwas Furcht einflößend.

William Prescott Currier steht tatsächlich in einem ruhigen Teil des Saals.

»Hallo, Professor.«

»Hallo, Fräulein Welter.«

Vier Jahre lang war er in Princeton ihr Dozent, und noch immer spricht er sie mit »Fräulein Welter« an. Currier gibt sich auch nicht das kleinste bisschen Mühe, bei seinen Studenten beliebt zu sein. Keine Annäherung, keine witzigen Bemerkungen. Alle werden auf Abstand gehalten. Das haben sie miteinander gemein. Zwei Menschen, die andere von sich stoßen. Dadurch ist zwischen ihnen beiden ein merkwürdiger Magnetismus entstanden. Keine sexuelle Anziehung, sondern ein gegenseitiges Begreifen.

»Eine illustre Runde.«

Zina gönnt den anderen Anwesenden keinen einzigen Blick.

»Was tun Sie hier?« Sie schüttelt den Kopf. »Entschuldigung, das klang sehr unhöflich. So habe ich es nicht gemeint.«

An seinem Gesicht lässt sich nicht ablesen, ob er ihre Äußerung als Beleidigung aufgefasst hat. Curriers Ausgeglichenheit ist geradezu legendär. Zina hat diesen Mann jedenfalls noch nie böse, traurig oder fröhlich erlebt.

»Woher wussten Sie, dass ich heute Abend hier sein würde?«

»Ihr Name stand im Programm«, erwidert er schlicht.

»Sie sind extra wegen mir nach London geflogen?«

»Ich habe an einer Konferenz über die Riemannsche Zeta-Funktion in Oxford teilgenommen. Ein glücklicher Zufall, dass die beiden Veranstaltungen zeitlich so dicht beieinanderlagen. Deswegen habe ich meinen Rückflug um einen Tag verschoben.«

»Was auch immer der Anlass sein mag, ich bin froh, dass Sie hier sind. Ich hatte ja noch gar nicht die Gelegenheit, mich bei Ihnen zu bedanken.«

»Wofür denn?«

»Für Ihre E-Mail natürlich, in der Sie mich dazu angeregt haben, mir einmal das Voynich-Manuskript anzuschauen. Ich hatte noch nie davon gehört. Und jetzt stecke ich mittendrin.«

»Das merkt man«, gibt er zurück. »Ich bleibe noch bis morgen in London, dann trete ich den Heimflug an. Wollen wir zusammen frühstücken?«

»Das ist eine sehr gute Idee.«

Er wartet schweigend. Es dauert ein paar Sekunden, bis Zina begreift, dass die Unterhaltung beendet ist.

»Auf Wiedersehen, Professor.«

»Auf Wiedersehen, Fräulein Welter. Bis morgen.«

Sie schaut zu, wie Currier den Saal verlässt. Drei Gespräche und ein Vortrag. Und alles ist im Großen und Ganzen reibungslos verlaufen. Eine gute Ausbeute für ihren ersten Tag unter Leuten. Zeit, zu gehen. In der Gruppe bei der Tür steht auch Simon Walcott, der ihr zunickt. Sie hebt die Hand zu einem Abschiedsgruß.

Eine halbe Stunde später steigt sie in der Nähe des Westends aus einem Taxi. Inzwischen ist es dunkel. Links und rechts von ihr bilden sich Schlangen, weil die Leute Musicals oder *Stand-up Comedy*-Veranstaltungen besuchen wollen. Eine angenehme Energie, die zu Zinas leicht euphorischer Stimmung passt, schwingt in der Luft.

Voller Elan setzt Zina sich in Bewegung, spürt jedoch, wie sich langsam Müdigkeit auf sie herabsenkt.

Zurück im Hotel durchquert sie die Lobby und geht am Restaurant vorbei, in dem ein großer Betrieb herrscht. Während der Aufzug sie in den dritten Stock bringt, holt sie die Schlüsselkarte aus ihrem Geldbeutel. Sie hält die Karte vor das Schloss. Ein Summen, ein Klicken. Innerhalb von Sekunden ist sie wieder hellwach. Es sieht aus, als wäre ein Tornado durch ihr Zimmer gefegt. Überall Kleidungsstücke. Ihre ganzen Toilettenartikel liegen auf dem Boden. Jemand hat die Laken in Stücke gerissen oder zerschnitten. Der große Kasten, der unter ihrem Bett stehen sollte, liegt jetzt obendrauf. Der Fernseher wurde mit Gewalt von der Wand entfernt. Zina schließt die Augen, öffnet sie wieder. Alles sieht noch genau so aus wie vor ein paar Sekunden.